KIRCHE32

PREDIGT ZUM NACHLESEN

Wir gehören dem Tag

1. Thessalonicher 5,1–11
Emanuil Dragnev
8. November 2026 · Kirche Kallnach

Stellen Sie sich vor: Es ist ein Novembermorgen im Seeland, ein Morgen wie heute. Noch ist es dunkel. Sie fahren auf einer vertrauten Strasse, aber im Nebel sieht alles anders aus. Die Felder verschwinden, die nächsten Häuser tauchen nur für Sekunden im Licht der Scheinwerfer auf. Sie wissen nicht, ob der Schatten dort vorne am Strassenrand ein Mensch oder ein Tier ist. Man fährt langsamer, schaut genauer hin, vielleicht auch zweimal.

Und dann, fast unmerklich, verändert sich etwas grundlegend. Der Horizont beginnt heller zu werden. Zuerst nur ein grauer Streifen, dann Konturen, dann Farbe. Die Strasse bleibt dieselbe. Die Welt auch. Aber Sie sehen sie anders. Warum? Weil der Tag kommt. Ja, weil er schon angebrochen ist.

Paulus schreibt einer jungen Gemeinde in Thessalonich etwas Ähnliches: «Ihr seid Kinder des Lichtes und Kinder des Tages.» Und dann sagt er: «Wir gehören weder der Nacht noch der Finsternis.» Das ist der Satz, den ich heute mit Ihnen festhalten möchte: Wir gehören dem Tag.

Paulus beginnt mit einem Zuspruch: Ihr seid es. Ihr seid Menschen des Tages. Bevor er die Gemeinde zu etwas auffordert, erinnert er sie daran, wem sie gehört. Eure Zukunft liegt nicht in der Dunkelheit. Gott hat euch in Christus dem kommenden Tag zugeordnet.

Die Menschen in Thessalonich hatten Fragen. Einige aus ihrer Gemeinde waren gestorben. Sie hatten mit der unmittelbaren Wiederkunft Christi gerechnet, und nun kam Unruhe auf. Was ist mit denen, die nicht mehr leben? Haben sie etwas verpasst? Und wenn Christus kommt: Wann wird das sein?

Paulus beantwortet ihre Fragen ohne Kalender und ohne Berechnung. Er schreibt: «Von den Zeiten und Stunden ist es nicht nötig, euch zu schreiben.» Der Tag des Herrn kommt wie ein Dieb in der Nacht.

Wie ein Dieb in der Nacht. Dieses Bild klingt zunächst bedrohlich. Es kann uns daran erinnern, wie verletzlich unser Leben ist. Auch heute müssen Christen, zum Beispiel im Norden Nigerias, in Angst vor Verfolgung und Tod leben. Und leider nicht nur dort.

Paulus spricht hier vom kommenden Tag des Herrn. Mit dem Bild vom Dieb will er hervorheben: Ihr könnt den Zeitpunkt nicht kontrollieren, so sehr ihr es auch möchtet. Gottes Zukunft lässt sich nicht in unseren Terminkalender eintragen.

Und dann kommt das zweite Bild: die Wehen einer schwangeren Frau. Auch sie lassen sich nicht einfach aufhalten, wenn sie begonnen haben. Paulus verbindet beides: Gottes Zukunft ist nicht berechenbar, und sie ist nicht aufzuhalten.

Das kann uns entlasten. Denn wir leben in einer Zeit, in der sehr vieles um unsere Aufmerksamkeit und unsere Zeit wirbt. Nachrichten erreichen uns rund um die Uhr. Krisen, Kriege, wirtschaftliche Unsicherheit, persönliche Sorgen. Wer alles verfolgt, kann leicht das Gefühl bekommen: Ich muss ständig wachsam sein, sonst verpasse ich etwas Entscheidendes.

Geistliche Wachsamkeit soll uns dabei helfen, klar zu sehen. Paulus sagt: Seid nüchtern. Schaut hin, ohne euch von jeder Schreckensnachricht fortreissen zu lassen. Lebt so, dass der kommende Tag Gottes euer heutiges Leben prägt.

Dazu gehört auch der schwierige Satz: «Wenn sie sagen: Friede und Sicherheit, dann überfällt sie schnell das Verderben.» Paulus misstraut einem Frieden, der sich selbst für unerschütterlich hält. Einem Frieden, der sagt: Alles ist unter Kontrolle. Alles ist abgesichert. Uns kann nichts geschehen.

Das ist nicht dasselbe wie echte Friedensarbeit. Im Gegenteil. Der Wochenspruch sagt: «Selig sind, die Frieden stiften.» Frieden zu stiften ist etwas anderes, als sich in Sicherheit zu wiegen. Wer Frieden stiftet, schaut der Wirklichkeit ins Gesicht. Er verdrängt Konflikte nicht. Er beschönigt Unrecht nicht. Er fragt aber weiter: Wo kann ich einen Schritt tun, der Versöhnung möglich macht?

Dabei müssen wir noch auf etwas achten. Paulus spricht von «ihr», «wir» und «den anderen». Solche Sätze können leicht so verstanden werden, als teile der Glaube die Welt in die Guten hier und die Schlechten dort. Aber gerade die Bewegung des Textes widerspricht christlicher Überheblichkeit.

«Wir gehören dem Tag» ist kein Grund, auf andere herabzusehen – etwa auf diejenigen, die «der Nacht angehören». Es ist ein Grund, anders zu leben. Wer vom Licht spricht, ist gerufen, im Licht zu leben.

Nüchternheit bedeutet deshalb auch: Wir kennen unsere eigenen blinden Flecken. Wir wissen, wie leicht wir uns selbst täuschen können. Wir wissen, wie schnell aus berechtigter Sorge Härte wird und aus Überzeugung Rechthaberei. Menschen des Tages sind nicht Menschen ohne Fehler. Es sind Menschen, die sich von Gottes Licht korrigieren lassen.

Das gilt auch für die Gemeinde. Eine wache Gemeinde fragt nicht ständig: Was machen die anderen falsch? Sie fragt: Wo sind wir selbst träge geworden? Wer trägt seine Last allein? Wo wird jemand übersehen? Wo braucht es ein Wort, das nicht bewertet, sondern stärkt?

Vielleicht ist das heute eine unserer Aufgaben als Menschen des Tages: nicht den grossen Weltfrieden zu versprechen, den wir nicht schaffen können, sondern dort Frieden zu stiften, wo uns ein Mensch anvertraut ist.

Vielleicht gibt es jemanden, mit dem wir ein Gespräch seit Wochen aufschieben. Vielleicht hat sich in Ihrer Familie etwas verhärtet. Vielleicht gibt es in einer Nachbarschaft oder einer Gruppe eine Spannung, über die alle hinweggehen. Frieden zu stiften kann heissen: den ersten Schritt tun. Innehalten und beten. Zuhören, bevor man antwortet. Eine Kränkung nicht weiterschleppen. Eine Grenze klar benennen, ohne den anderen kleinzumachen.

Das ist keine Schwäche. Paulus benutzt sogar das Bild einer Rüstung: den Panzer des Glaubens und der Liebe und den Helm der Hoffnung auf das Heil. Das ist eine eigenartige Rüstung. Wer sie trägt, bleibt berührbar. Er kann lieben und dabei verletzt werden. Und doch gewinnt er einen Halt, der über die eigene Kraft hinausreicht.

Glaube schützt davor, dass nur das Sichtbare das letzte Wort bekommt. Liebe schützt davor, dass Verletzung zu Vergeltung wird. Hoffnung schützt davor, dass Angst unsere Zukunft besetzt.

Und gerade diese drei – Glaube, Liebe und Hoffnung – hatte Paulus schon am Anfang des Briefes genannt. Sie sind keine Sonderausrüstung für die letzten Tage. Sie sind die Gestalt eines christlichen Lebens überhaupt.

Dann kommt der tiefste Grund: «Gott hat uns nicht bestimmt zum Zorn, sondern dazu, die Seligkeit zu besitzen durch unsern Herrn Jesus Christus, der für uns gestorben ist.»

Hier verändert sich der Ton. Paulus sagt nicht nur, was wir tun sollen. Er sagt, was Gott getan hat. Christus ist für uns gestorben, damit wir mit ihm leben. Das ist die Mitte. Unsere Hoffnung ruht auf Christus. Er hält uns auch dann, wenn unsere Wachsamkeit nachlässt und unsere Kraft zum Glauben klein wird.

Und nun verwendet Paulus die Worte «wachen» und «schlafen» noch einmal: «damit, ob wir wachen oder schlafen, wir zugleich mit ihm leben.» Hier klingt die Hoffnung auf, die Paulus der Gemeinde schon zuvor zugesprochen hat: Die Gemeinschaft mit Christus trägt im Leben und im Sterben. Die Verstorbenen sind nicht aus Gottes Zukunft herausgefallen.

Das ist ein stiller, starker Trost. Besonders für Menschen, die in diesen Wochen an Verstorbene denken. Für Menschen, die eine Lücke am Tisch kennen. Für Menschen, die wissen, dass auch das eigene Leben begrenzt ist.

Der Tod tut weh. Trauer braucht Zeit, und manchmal kehrt sie gerade dann zurück, wenn wir meinen, wieder Boden unter den Füssen zu haben. Auch wer heute wenig Hoffnung spürt, ist mit seiner Trauer vor Gott willkommen. Wenn wir nachher die Namen unserer Verstorbenen nennen, müssen wir den Schmerz nicht hinter schönen Worten verbergen. Wir vertrauen sie Christus an. Seine Treue reicht weiter als unsere Kraft zum Festhalten.

Darum kann Paulus am Ende ganz praktisch werden: «Darum tröstet euch untereinander und einer erbaue den andern.»

Dieses «Darum» verbindet Gottes Zusage mit unserem Alltag. Christus schenkt uns Gemeinschaft mit ihm. Daraus wächst die Freiheit, füreinander da zu sein. Wir müssen die Trauer eines anderen Menschen nicht erklären oder beheben. Wir können neben ihm sitzen, zuhören und auch ein Schweigen aushalten.

Manchmal geschieht das in einem ausführlichen Gespräch. Oft jedoch in viel kleineren Gesten. Ein Anruf. Ein Platz am Tisch. Ein Satz wie: «Ich denke an dich.» Ein Besuch. Eine geduldige Antwort. Ein Gebet mit einem Menschen, der selbst gerade keine Worte findet.

Ein Gebet. Viel Gutes, bei dem andere sagen: «Was für ein schöner Zufall!», erscheint uns als Antwort auf ein Gebet.

Vorgestern konnte ich die ehemalige Pfarrerin von Kallnach, Christine Maurer, treffen. Wir haben uns ausgetauscht. Sie hat mir von ihrem Leben erzählt und davon, wie sie mit vier Kindern angefangen hat, Theologie zu studieren. Ein schöner Zufall? Vielleicht.

Sie erzählte mir auch von ihrer Zeit als Präsidentin der Ostmission und davon, wie sie sich für das Christentum im sozialistisch und atheistisch geprägten Osten starkgemacht hat. Ein weiterer Zufall?

Und dass wir nun gerade hier in Kallnach einen Pfarrer haben, der aus diesem Osten kommt, aus dem Umfeld der verfolgten Christen – noch ein schöner Zufall?

Gott sei Dank gibt es den Zufall. Gott ist treu. Und er erhört Gebete, auch wenn er sich manchmal etwas Zeit lässt. Er lässt sich eben ungern hetzen.

Und damit kommen wir zurück zu diesem Novembermorgen. Der Nebel ist vielleicht noch da. Nicht jedes Problem ist gelöst, nur weil der Horizont heller wird. Die Strasse kann weiterhin schwierig, steinig oder rutschig sein. Aber der kommende Tag verändert alles.

So ist es mit der Hoffnung des Evangeliums. Wir leben noch nicht im vollen Licht. Wir kennen Sorgen, Konflikte, Krankheiten und auch schwere Abschiede. Aber wir leben dem Tag entgegen, den Gott verheissen hat. Wir können die Zukunft Gott anvertrauen und uns dem zuwenden, was heute vor uns liegt.

Wir gehören dem Tag. Und wer dem Tag gehört, darf heute schon hoffen, Frieden stiften und einen anderen Menschen aufrichten.

Der Tag kommt.

Amen.